

Sollen Hühner Veganer werden?

Nein! Hühner werden weiterhin Würmer aus dem Boden zerren



Beda M. Stadler

Eigentlich wollte ich diese Ostern aus Protest keine Schweizer Eier anfärben. Ich habe mich so geärgert, dass Gallosuisse, die Vereinigung der Schweizer Eierproduzenten, in ihrer Inseratenkampagne behauptete: «Schweizer Eier schmecken besser, weil das Futter der Hennen nicht gentechnisch verändert wird und weder tierisches Eiweiss noch Antibiotika enthält.» Wie soll eine gentechnische Veränderung im Hühnerfutter den Geschmack eines Poulets verändern? Das ist fast so blöde wie einen Quarz als Aromastein zu verkaufen, oder eben Hühnermist.

Vielleicht war die Werbekampagne mit den niedlichen Hühnern dazu gedacht, den Kleinkindern die Angst zu nehmen, der Osterhase würde von den Hennen gefressen, wenn er sich hinter ihre Eier mache. Das ist gar kein so abwegiger Gedanke. Verirrt sich nämlich eine Maus in einen Hühnerstall, findet man nach kurzer Zeit weder Fell noch Knochen. Hühner sind nicht abgeneigt, ab und zu tierisches Eiweiss zu fressen. Wenn man ihnen allerdings nur Fischmehl verfüttert, dringt der Fischgeschmack bis ins Ei. Der Fischgeschmack entsteht aber weder wegen der tierischen Eiweisse noch wegen der Gene im Futter.

Dabei sind Hühner Weltmeister im Umsetzen von pflanzlichen in tierische Eiweisse. Aus Profitgründen halten daher selbst die Biobauern ihre Hühner in unnatürlich grossen Her-

den. Sie überleben diese Haltung, obwohl sie einander ständig unfreundlich pieksen. Selbst mit verletzten Füßen können sie auf dem Misthaufen herumlaufen. Falls wir Menschen mit offenen Wunden derart auf dem Miststock herumspazieren könnten, gäbe es längst Kneipp-Mist-Kuren. Hühner sind eben auch Weltmeister im Produzieren eigener Antibiotika. Diese Antibiotika kriegt Gallosuisse sogar mit einer rigorosen Diät nicht aus dem Hühnerfleisch.

Fortan sollen also nur noch pflanzliche Eiweisse und Antibiotika aus eigener Produktion im Schweizer Huhn sein. Ob es allerdings den Hühnern passt, von nun an Veganer zu sein, ohne je einen Wurm aus dem Boden zu zerren, weiss ich nicht. Mich hat aber geärgert, dass die Eier besser schmecken sollen, weil die Schweizer Hühner kein Genfood kriegen. Das mag Gallosuisse behaupten, aber kontrollieren können sie so etwas nie! Werden doch heute mit Hilfe der Gentechnik Vitamine und Aminosäuren hergestellt, die in der Futtermittelindustrie eingesetzt werden. Zudem werden jährlich Hunderte von Tonnen GVO-Futtermittel legal in die Schweiz importiert, und davon enden einige Tonnen in den Hühnermägen.

Der Präsident von Gallosuisse hatte ein Einsehen, er liess das leidige Inserat abändern. Neu heisst es: «Schweizer Eier geniessen Vertrauen, weil das Futter der Hennen nach schweizerischen Qualitätsnormen hergestellt wird und weder tierisches Eiweiss noch Antibiotika enthält.» Dieses Ver-

Verirrt sich nämlich eine Maus in einen Hühnerstall, findet man nach kurzer Zeit weder Fell noch Knochen.



ILLUSTRATION: GABI KOPP

sprechen ist nur einzuhalten, wenn Hühner in einem Betonbunker gehalten werden. Nur so würde verhindert, dass ein Huhn nie mehr einen Wurm oder eine Maus erwischt. Trotzdem, der Osterhase wird wahrscheinlich aufgrund seiner Grösse von den Hühnern verschont. Ich werde also zu Ostern Schweizer Eier bemalen.

Als «Gentechnologie» würde ich mich allerdings gerne zu Ostern auf einen modernen Schweinebraten freuen. Seit kurzem ist nämlich gesundes Schweinefleisch möglich, weil man Schweine züchtete, die sich gleichen wie ein Ei dem anderen. Es wurden transgene Schweine kloniert, die Omega-3-Fettsäuren produzieren.

Diesen hochgesättigten Fettsäuren wird ein gesundheitlicher Nutzen nachgesagt. Das Fischöl, in dem sie sonst in grossen Mengen vorkommen, ist hingegen nicht gerade eine Delikatesse. Trotzdem, in einem Land, in dem nicht einmal die Hühner Genfood essen dürfen, freut man sich wahrscheinlich zu früh auf gesünderes Schweinefleisch. Ich werde also versuchen, von jetzt an mehr Schweizer Hühner zu essen, um diese vom Stallzwang zu befreien und weil mir Veganerhühner leidtun.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.



pH-Wert

Pia Horlacher

Wenn Harald Schmidt über das private «Unterschichten»-TV frotzelt, dann hat er noch nie italienisch ferngesehen. Beim EU-Bruder gibt's, ob staatlich oder privat, fast nur noch Unterschichten-Sender, geistig aber repräsentieren sie die politische Oberschicht, nämlich Berlusconi und Konsorten. Denen gehören sie auch. Man muss ein ausgemachter Masochist sein, um sie sich anzutun. Vielleicht auch nur ein hausgemachter. Jedenfalls braucht es lange Jahre programmatischer sadistischer Verdummung und keine andere Wahl, bis ein Publikum sich ihnen freiwillig unterwirft. Oder einen Wahlkampf. Denn Italien hat ohne Zweifel das dümmste Fernsehen, das ein denkender Mensch sich nicht denken kann. Berlusconi, Hauptakteur der medialen Landesversorgung, sorgt mit Umsicht dafür. Schliesslich ist er auf Verdummung angewiesen, ja geradezu von ihr abhängig – die Dialektik des politischen Sadomasochismus. Im Wahlkampf darf der Herr im Haus dafür endlos dominieren. Der braune Pelz, den er sich auf die Glatze hat pappen lassen, schimmert dann wie der Tand, mit dem seine Sender Italien zukleistern. Und die Bräune auf seinem Botox-gelbten Gesicht wie die öligen Auftritte seiner kuschelnden Moderatoren. Die ganze bräunliche Erscheinung, diese Gesichtstarre über himmelblauem Hemd und nachgrauem Anzug, lebt von der Suada, die zwischen kalkweissen Zähnen hervorquillt.

Nur die dümmsten Kälber, sagt das Sprichwort, wählen ihre Metzger selber. Oder eben Masochisten.

Nachrufe

Für Tradition, Adel und Familie

Nina Schenk Gräfin von Stauffenberg, Gattin eines Hitler-Attentäters, starb 92-jährig

Zehn Jahre und ein paar Wochen mehr war sie verheiratet, sechzig Jahre Witwe. Doch nie setzte sie ein Fragezeichen hinter jene Handlung ihres Gatten, die ihr Leben veränderte und seines auslöschte. Adel bringt nicht Privilegien, sondern Pflichten, fand sie.

«Falls das Attentat misslingen würde, hatte er mir verboten, loyal zu ihm zu stehen», erzählte sie in einem der wenigen Interviews. Sie befolgte den Rat im Interesse der Familie.

Als Sechzehnjährige lernte die 1913 im Baltikum geborene Freiin Nina von Lerchenfeld – der Titel Freiin entspricht einer Baroness – auf einem Ball den Mann ihres Lebens kennen. Den Offizier aus dem Bamberger Reiterregiment Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Als die lebhaft junge Adlige zwanzig war, wurde geheiratet.

Der Berufssoldat war häufig abwesend, dann kam der unglückselige Krieg. Als Generalstabler nahm er am Polenfeldzug teil 1939, an der Westoffensive gegen Frankreich 1940, war er in Afrika 1943. Aus Briefen erfuhr die Gattin, die inzwischen vier Kinder zur Welt gebracht hatte, von begeisterten deutschen Vormärschen, aber auch von Rückzügen und von ungeheurem Schwierigkeiten mit Nahrung und Nachschub. Ihr Mann machte sich immer weniger Illusionen.

Bei einem Tieffliegerangriff wurde er schwer verwundet, verlor ein Auge, die rechte Hand, zwei Finger der linken. Als Gräfin Stauffenberg ihn im Spital besuchte, sagte er die Sätze, die sie nie vergessen würde: «Es wird Zeit, dass ich das Deutsche Reich rette!» Sie wusste jetzt, dass er heimlich den Widerstand betrieb, und hatte keine neue Aufgabe: zu schweigen.

Aber «dass mein Mann das Attentat selber ausführen würde, habe ich nicht

gewusst». Das wusste der kriegsverwundete Offizier damals selbst noch nicht. Doch er erlangte durch seine Stellung direkten Zugang zu Hitler.

Dann jener Tag im Juli 1944. Die Gräfin befindet sich zur Sommerfrische, wie man sagt, mit ihren Kindern in Lautlingen, dem alten Stauffenbergschen Familienbesitz unweit des Bodensees. Am Nachmittag kommt eines der Mädchen aus dem Haus gerannt, auf den Führer sei ein Attentat verübt worden, das Radio hat's berichtet: ein Putsch «ehrgeiziger, gewissenloser Offiziere» sei gescheitert.

Am 20. Juli 1944 hat Stauffenberg bei einem Rapport im Führerhauptquartier eine Bombe zur Explosion gebracht. Als die Gattin das erfährt, ist er schon verhaftet und erschossen. Der oberste Polizeichef im Reich,

Heinrich Himmler, verkündet Blutrache, Stauffenbergs würden «ausgerottet bis zum letzten Glied in der ganzen Sippe».

Die Geheime Staatspolizei holte die schwangere Frau ab und Mutter und Onkel und bald alle, die den Namen Stauffenberg trugen. Die 30-Jährige gab an, wie es ihr Mann gewünscht hatte, von nichts etwas gewusst zu haben. Doch es begann eine schier unerträgliche Odyssee. Vom Gefängnis ins KZ ins Gefängnis. Die Kinder wurden ihr weggenommen und erhielten andere Namen. Sie lebte mit der Mutter im KZ Ravensbrück, doch konnte sie sie nicht sehen und sollte sie auch nie mehr im Leben sehen können. In einem Entbindungsheim der Nazis brachte Nina Gräfin Stauffenberg ihr fünftes Kind zur Welt,

Konstanze. Es war ein grosser und trauriger Moment, als 1945 jene Stauffenbergs, die überlebt hatten, auf dem Familienschloss in Lautlingen erstmals wieder zusammenkamen. Gräfin Nina, nun Witwe eines Mannes, von dem es viel Gerede und kein Grab gab (war's nicht doch ein Verräter?), trug eine schwere Bürde. «Ich musste meinen Mann stehen, ich musste weiter...» Fünf Kinder hatte sie durchzubringen, es ging ihr besser als anderen. Aber auch ihr Haus in Bamberg war teilweise zerstört. Man war froh um Lebensmittelpakete, die man erhielt.

Einmal sprach die Gräfin aus, was sie immer gedacht hatte: «Ich war und bin natürlich gegen jegliche Tötung», erklärte sie, «aber ich bin noch heute der Überzeugung, dass das Attentat richtig und notwendig war.»

«Adel war für sie Verpflichtung», sagt ihre Tochter Konstanze von Schulthess Rechberg, die heute in Zürich lebt. Darum engagierte sich die Adlige öffentlich, sobald sie es konnte. Sie eröffnete einen Klub, in dem amerikanische Offiziere – die Befreier! – erfahren durften, dass es kultivierte Deutsche gibt. Sie setzte sich ein für Bambergers Altstadt, einen unversehrten historischen Stadtkern, der 1993 als Weltkulturerbe anerkannt werden sollte. Sie las viel, hörte Musik, pflegte den Garten: Und sie schrieb ein Buch mit Geschichten aus der Vergangenheit ihrer baltischen Familie, reserviert für die Familienmitglieder.

Die Pflege des Familienzusammenhangs war für die traditionsbewusste Gräfin ein Herzensanliegen. Als Höhepunkt im Jahr erlebte sie im Alter jeweils die Zusammenkünfte zu ihrem Geburtstag, wo schliesslich 47 Kinder, Schwiegerkinder, Enkel, Urenkel zusammenkamen von jener Sippe Stauffenberg, welche die Nazis hatten ausrotten wollen. *Willi Wottreng*



Kurze Jahre des Glücks: Claus Schenk Graf von Stauffenberg mit seiner Verlobten, Nina Freiin von Lerchenfeld, 1931. (Gedenkstätte Deutscher Widerstand)

Peter Brogle, 72, Schauspieler und Träger des Hans-Reinhart-Rings. Er schaffte 1961 den Durchbruch auf der Zürcher Pfauenbühne als Andri in Max Frischs «Andorra» und wurde zum Schwarm junger Theaterbesucherinnen. Seine Lust am Zirkus veranlasste ihn 1979, «Peter Brogles Schaubude» zu gründen.

Caspar Weinberger, 88, konservativer US-Politiker. Als Verteidigungsminister unter Präsident Ronald Reagan befürwortete er den umstrittenen Aufbau eines im Weltraum stationierten Raketen-schutzschildes, in den Medien häufig als Star-Wars-Programm bezeichnet. Als Sozialminister unter Präsident Richard Nixon hatte er sich zuvor den Spitznamen erworben «Cap the Knife».

Werner Camichel, 61, ehemaliger Bob-Olympiasieger. Der Engadiner gewann 1972 in Sapporo mit dem von Jean Wicki pilotierten Viererbob. Später war er Coach der Schweizer Bob-Nationalmannschaft und wurde Betriebsleiter des Olympia-Bobruns in St. Moritz.

Stanislaw Lem, 84, polnischer Science-Fiction-Autor. Sein berühmtestes Werk war der Roman «Solaris», der von Andrei Tarkowski 1972 verfilmt wurde. Menschen auf einer Forschungsstation werden mit Gestalten aus ihrer Vergangenheit konfrontiert. Lem interessierte nicht das Unwahrscheinliche, sondern das Mögliche, angeblich studierte er täglich ein Dutzend wissenschaftlicher Fachzeitschriften.

Denis Donaldson, 56, hochrangiger Funktionär der Sinn Fein – des politischen Flügels der IRA – und zugleich Spion des britischen Geheimdienstes. 2002 wurde er enttarnt. Seither versteckte er sich in einem Haus ohne Strom und Wasser. Nun wurde er gefunden, erschossen. Seine rechte Hand war abgetrennt worden.

Jackie McLean, 74, Altsaxophonist. Er hatte mit den Grössten im Jazz musiziert, darunter Miles Davis und Charles Mingus, schaffte aber wegen seines stilistischen Eigensinns den entscheidenden Durchbruch nicht. Er führt einen langen Kampf gegen seinen Drogenmissbrauch – den er gewann – und trat zum Islam über. (wot.)